



Alexander Petsovits

Thalin

edition nove 2008

247 Seiten ♣ 978-3-85251-426-0 ♣ 18,50

Der Roman beginnt damit, dass eine der beiden Hauptpersonen – Harva – als alter Mann vor seinem Haus sitzt und über die Vergangenheit nachdenkt. Nachdem man im Klappentext gelesen hat, dass Thalín eine schreckliche Zukunft abwenden soll, die eventuell die gesamte Erde vernichten könnte, muss man bereits auf der ersten Seite des Romans davon ausgehen, dass es ihm am Ende geglückt sein wird, denn anders lässt sich die Tatsache, dass Harva und die anderen Menschen in Frieden leben, nicht erklären. Gespannt ist man jetzt natürlich, wie das Ganze vonstatten gehen wird und wobei so Schreckliches passieren wird.

Die Handlung spielt in einer mittelalterlichen Zeit, die beiden Völker – die Gothländer und die Kelthländer – tragen äußerlich von Wikingern geprägte Züge, wenn die Rede von struppigen Bärten und kräftigen Körpern ist, und Äxte werden als Waffen erwähnt. Die Völkernamen sind wohl an die Stämme der Goten und der Kelten angelehnt und vermutlich auch beabsichtigt, wirken auf mich jedoch ein wenig einfallslos, als sollten sie Assoziationen wecken, die im weiteren Verlauf der Handlung nicht mehr aufgenommen werden. Stattdessen tragen sie im Kampf Rüstungen, die an die hochmittelalterlicher Ritter erinnern.

In der weiteren Handlung finden sich immer wieder inhaltliche Widersprüche, bei denen nicht klar erkennbar ist, ob diese im Charakter der Person bewusst angelegt oder durch Nachlässigkeit des Autors entstanden sind. Ebenso ergeben sich inhaltliche Unklarheiten durch die manchmal fehlerhafte Verwendung bestimmter Wörter.

Von den inhaltlichen Widersprüchen seien hier nur einige kurz erwähnt: Es werden zwei Babybraunbären gefangen, sie sind „noch keine zwei Tage alt“. Trotzdem denken die Leute im Dorf, dass Thalín und Harva neue Pelzmäntel tragen, als sie mit den Bären über der Schulter zurückkehren. Dass ein Braunbär in dem Alter gerade mal 30 cm lang ist und nur dünnes Fell hat, wird nicht beachtet. Das kann man natürlich als künstlerische Freiheit hinnehmen, da sonst jedoch versucht wird, möglichst vieles realistisch zu schildern, fiel mir dieser Zusammenhang ein wenig negativ auf.

Eine weitere Unstimmigkeit: Thalín und Harva machen eine Reise. Vor dem Aufbruch bekommt Harva einen Zaubertrank, der ihn stärker machen und so gegen Räuber und wilde Tiere schützen soll, von denen es angeblich viele auf dem Weg gäbe. Zwei Seiten weiter steht „es war eine sehr sichere Straße“ und man müsse sich keine Sorgen machen, dass irgendetwas passieren könne.

Oder: Ein alter Mann *zittert am ganzen Körper*, während seine Hand *ruhig* auf der Schulter seines Sohnes liegt.

Auf ähnliche Weise wirken die meisten Personen des Romans zu vertrauenselig und plaudern sofort wichtige Einzelheiten aus, wenn jemand sich lediglich mit seinem Namen vorstellt, selbst wenn es heißt, dass diese Dinge keinesfalls an die Öffentlichkeit dringen dürfen. Es wäre besser gewesen, solche Einzelheiten, die vielleicht später noch wichtig werden, auf andere Weise zu präsentieren – nicht nur dem Leser, sondern auch den Hauptpersonen des Romans, denen alles geradezu vor die Füße geworfen wird, wenn sie nur fragend schauen. Es ist schade, dass die Figuren nicht komplexer angelegt wurden, sondern manchmal beinahe Schemata folgen wie „der Böse“, „der väterliche Freund“, „der Weise“, „der Draufgänger“. Keine der Personen zeigt überraschende Charakterzüge, vielmehr sind die meisten ihrer Handlungen ziemlich vorhersehbar.

Die Sprache ist manchmal nicht ganz ausgefeilt und wirkt eher so, als versuche der Autor, einen altertümlichen Stil zu benutzen, den er nicht immer richtig beherrscht, was manchmal durch eigenartige Formulierungen oder das Benutzen von stark dialektal statt altertümlich geprägten Wörtern deutlich wird. Manche Formulierungen wie „wir waren aufeinander beleidigt“ sind schlichtweg falsch. Zudem wird durch die Sprache manchmal zu stark deutlich, was im weiteren Verlauf der Handlung geschehen wird. Liest man beispielsweise „Die Reise *hätte* für uns gefährlich werden *könner!*“, muss man bereits davon ausgehen, dass dies nicht der Fall oder aber die Formulierung unüberlegt bzw. falsch war.

In vielen Situationen finde ich den Sprachstil der Handlung nicht angemessen. Erreicht man beispielsweise gerade einen erzählerischen Höhepunkt, weil ein alter Mann aufgebracht und außer Atem ins Zimmer stürmt um eine wichtige Nachricht zu überbringen, so finde ich es unpassend zu schreiben, er sei „blass wie ein reifer Käse“ gewesen, da es das Ganze ins Lustige zieht und damit die aufgebaute Spannung zerstört.

Ein anderes Beispiel sind die Briefe, die Harva an Thalins Großvater schreibt. Dieser Großvater wird zu Anfang als ein sehr weiser und hochbegabter Magier beschrieben, so dass Harva – der immerhin Thalins bester Freund ist – ihn respektvoll mit „Meister“ anredet und die Ihr-Anrede benutzt. Schließt der Brief dann jedoch mit „Schöne Grüße“, ist erneut der zunächst aufgebaute Eindruck zerstört.

Sätze wie „Ich blickte ihn mit so viel Aussagekraft an, wie ich nur konnte“ wirken in meinen Augen einfach plump, denn es hätte unzählige Möglichkeiten gegeben, den gleichen Sachverhalt in schönere Worte zu kleiden.

Auch wirken Dialoge manchmal etwas gekünstelt. Thalín unterhält sich beispielsweise mit Harva über ihr bevorstehendes Schicksal und schon schweift das Thema ab und man ist wieder bei dummen Witzen über Frauen und Bettgeschichten. Ähnlich geschieht es, als sie einem Mitglied des Hohen Zauberrates vorgestellt werden sollen: Dessen Untergebener ruft ihn und drängt, es sei wirklich sehr wichtig. Als das Gespräch jedoch beginnt, plaudern sie wie alte Freunde darüber, ob der Zauberermeister und seine Frau noch ein sechstes Kind haben sollten und was passieren könnte, wenn während der Schwangerschaft Probleme auftreten. Beides will einfach nicht zueinander passen.

Immer wieder wirken Sätze zu stark bemüht, als habe der Autor lange überlegt, was er schreiben müsse, um es imposant wirken zu lassen. Leider war ich von den meisten Formulierungen – abgesehen von ein paar wirklich sehr guten Vergleichen und Wortspielen – eher enttäuscht als beeindruckt. Das bezieht sich beispielsweise auf die übermäßige Benutzung von Adjektiven und Adverbien. Das ist überflüssig und erinnert an Schreibversuche in der Schule, wo Lehrer den Tipp geben, durch das Einbauen vieler Adjektive alles möglichst genau und detailreich zu beschreiben, so dass sich der Leser besser in das Geschehen hineinversetzen kann. Liest man jedoch in einem 10-zeiligen Abschnitt eine Aneinanderreihung von Sinneseindrücken, so wirkt es überladen, wenn dann lediglich von „würzigem Duft“, „hübschen Mädchen“, „großen Bäumen“, „goldenen Feldern“ zu lesen ist. Auch muss nicht fünfmal nacheinander „meine wunderbare Frau“ stehen, wenn ein Mann von seiner Frau spricht. Eine Erwähnung reicht vollkommen aus um zu zeigen, dass er sie toll findet. Wird es zu oft benutzt, wirkt es nur ungeschickt und überladen. Zudem halte ich es für unnötig, hinter jeder wörtlichen Rede ein erzwungen wirkendes Verb zu benutzen, um Abwechslung hineinzubringen. Weiß man zum Beispiel bereits, dass eine Figur heiser ist, ist es nicht nötig, hinter jeden Ausruf und jede Frage „krächzte er“ oder „stieß er heiser hervor“ zu schreiben.

Ebenso werden sehr viele Nebensätze und Einschübe benutzt, die in meinen Augen häufig entweder an der falschen Stelle im Satz eingeschoben sind, so dass es wirkt, als seien sie dem Autor beim Schreiben erst zu spät eingefallen und er habe sie einfach dort hin geschrieben, wo er gerade arbeitete; manchmal sind sie schlichtweg überflüssig (z.B. „in dem Brief, meinem letzten, ...“ warum nicht „in meinem letzten Brief?“).

Ab und zu werden Sachverhalte so genau beschrieben, dass man denkt, sie müssten für die spätere Handlung von Bedeutung sein, was dann jedoch nicht zutrifft. Bei anderen werden Erklärungen gegeben, die fast so wirken, als wolle der Autor eine versteckte Moral übermitteln: Dies trifft z.B. zu, wenn berichtet wird, dass der kleine Sohn des Schankwirts an einer Alkoholvergiftung starb, weil er einen kompletten Krug Met geleert hat, ohne dass seine Eltern es bemerkten. Seitdem sind die Eltern nun versessen darauf, Minderjährige vom Alkohol fernzuhalten. Mir kam das wie eine Belehrung vor, es hätte gereicht zu schreiben, dass der Wirt keinen Alkohol an Kinder ausschenkt.

Erklärungen, die eigentlich helfen sollen, einen bestimmten Sachverhalt besser zu verstehen, können hier oftmals für Verwirrung sorgen. Statt sich z.B. mit der Erwähnung, der Baustil in Gothland sei anders als in Kelthland, zu begnügen, wird hinzugefügt „Die Dächer führen an allen Seiten spitz zusammen, während unsere Dächer [...] eine lange Kante haben, zu der die Seiten zulaufen.“ Ehrlich gesagt: Ich kann mir darüber überhaupt nichts vorstellen und denke, dass ich damit nicht allein dastehe.

Andere Erklärungen sind meiner Meinung nach absolut überflüssig, darunter beispielsweise die Erklärung, was ein Steinmetz macht und was das Wort „Extraktion“ bedeutet. Dabei scheint es so, als gehe der Autor davon aus, es handle sich um Wörter, die der Leser vielleicht nicht kennen könnte, denn für den Inhalt ist es vollkommen überflüssig, die Begriffe zu erklären.. Im Gegensatz dazu wurde der gebräuchliche Begriff des „Initiationsritus“ durch „Mannwerdungsprüfung“ ausgetauscht, was ein wenig plump wirkt.

Man muss jedoch erwähnen, dass sich die meisten sprachlichen sowie inhaltlichen Unstimmigkeiten auf die erste Hälfte des Buches beschränken. Etwa ab der Hälfte wird die Sprache fließender und wirkt nicht mehr so verkrampft, was das Buch um einiges angenehmer zu lesen macht.

An sich gut gedacht, aber nicht optimal umgesetzt, ist der Wechsel des Sprechers. Die Geschichte wird zum größten Teil von Harva erzählt, einzelne Kapitel sind jedoch aus der Sicht einer anderen Person geschrieben, die dann in die Rolle des Ich-Erzählers schlüpft. Das Problem dabei: Der Stil in wörtlicher Rede und Gedanken unterscheidet sich meist so gut wie gar nicht, was bedeutet, dass der Wechsel nicht sonderlich spannend wirkt, da man als Leser bereits nach den ersten vier Sätzen wieder im gleichen Erzählstil gefangen ist. Ich hätte erwartet, dass bestimmte Personen – je nach Alter, Rang oder Herkunft – verschiedene Sprache benutzen würden, sowohl was die Wortwahl als auch die Tiefe ihrer Worte angeht. Dies ist aber leider nicht der Fall.

Ein weiteres Manko dieser Methode: Dadurch, dass man auch Einblick in die Gedanken von „Feinden“ oder „Fremden“ bekommt, weiß er Leser bereits sehr früh, was diese planen und was die Beweggründe für ihr Handeln sind. Das nimmt teilweise stark die Spannung, denn so bleiben überraschende Charakterzüge bestimmter Personen vollkommen aus und man wundert sich als Leser nicht, wenn sie ihre Pläne ausführen, da man ja bereits lange vorher von diesen gelesen hat.

Was mich beim Lesen nach einiger Zeit ebenfalls massiv gestört hat, sind die zahlreichen und permanent auftauchenden Anspielungen auf Liebeleien und sexuelle „Abenteuer“ der beiden Hauptfiguren. In den ersten 3 oder 4 Kapiteln wird alle zwei oder drei Seiten erwähnt, dass Thalín oder Harva sich mit einem Mädchen vergnügen, wie sehr sie doch von allen weiblichen Wesen des Dorfes angeschmachtet werden und dass Harva sogar in der Lage ist, sich in einer Nacht mit fünf Frauen gleichzeitig zu vergnügen, während sich Thalín Spötteleien anhören muss, er habe nur drei gehabt. Dass ihre Eltern und sogar der weise Großvater Witze machen wie „Sollten die beiden eine Jungfrau retten, wird sie sicher nicht lange Jungfrau bleiben“, ist irgendwann nur noch nervig und beinahe primitiv, vor allem wenn man die Situationen betrachtet, in denen diese Witze gemacht werden. Dass sich junge Männer für Frauen interessieren: verständlich. Dass man es permanent erwähnen und auf solche Weise breittreten muss: nicht verständlich.

Was mir jedoch gut gefallen hat, war der unerwartete Umschwung auf dem Höhepunkt der Handlung. Ich würde das Buch zwar in die Sparte Fantasy einordnen, aber auch wenn es Klischees aufnimmt wie den tapferen, jungen Mann, der als einziger die Welt vor dem Untergang retten kann, oder den treuen Begleiter, der stets an seiner Seite bleibt und die Hoffnung nie aufgibt, handelt es sich nicht um das typische Schema des dunklen, bösen Herrschers oder Magiers, der die Welt vernichten oder sich untertan machen will, wie ich zunächst angenommen hatte, sondern es nimmt eine vollkommen andere Wendung, die mir sehr gut gefallen hat, zum Ende hin dann jedoch beinahe kitschig wird.

Optisch wäre es angenehmer gewesen (und hätte zudem das Lesen erleichtert), wäre die erste Zeile eines neuen Abschnittes jeweils mit Einzug eingerückt gewesen, nicht aber – wie hier geschehen – die erste Zeile eines neuen Kapitels.

Hier merkt man leider deutlich, dass es sich um ein so genanntes „book on demand“ handelt. Das bedeutet, dass ein Verlag, der solche Bücher druckt, quasi jedes Manuskript annimmt und veröffentlicht, wenn der Verfasser genügend Geld dafür zahlt. Leider ist es oft so, dass die Bücher recht lieblos gemacht werden; hier scheint nicht einmal ein Lektorat eingeschaltet worden zu sein, denn in den Anmerkungen steht, für Inhalt und Korrektur sei allein der Autor verantwortlich. Ich bin jedoch der Meinung, dass viele Fehler – grade inhaltlicher Art – hätten vermieden werden können, hätte jemand mit Interesse Korrektur gelesen. Ein wenig enttäuschend finde ich ebenfalls das Cover, weiß jedoch aus Kontakt zum Autor, dass er darauf keinen Einfluss hatte, da dies zusätzliche Kosten bedeutet hätte.

Gerade weil es sich um das Erstlingswerk des noch jungen Autors handelt, ist es schade, dass es auf diese Weise gehandhabt wurde und der Autor sehr viel Geld in die Veröffentlichung investieren musste.

Abschließend lässt sich sagen: „Thalin“ ist sicher kein schlechtes Buch; das alternative Ende zeigt, dass der Autor sich viele Gedanken gemacht hat und sicherlich auch Talent besitzt. Daher hoffe ich sehr, dass er sich nicht entmutigen lässt und bei weiteren Werken stärker auf inhaltliche und sprachliche Stimmigkeit achten wird, denn das macht bereits einen sehr großen Teil aus.

Ruth van Nahl

